

# Das Leni : Skizze

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662565>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Das Jeni.

Skizze von Ernst Zahn, Göschenen.

Es war wie das Stehenbleiben einer alten knarrenden Tictackuhr, daß die Lammwirtin tot war. „Jesus, Jesus, jetzt ist sie tot!“ sagte der Lammwirt, der Florian Senn, stand inmitten seiner niederen, großen, leeren, im ersten Stock gelegenen Gaststube wie an den Boden genagelt, hilflos, als wüßte er nicht vorwärts und nicht zurück, und durch sein ausdrucksarmes Gesicht mit dem ungepflügten dünnen, braunen Spitzbart zuckte manchmal gleich fernem Wetterleuchten ein Flennen. An dem langen Wirtstisch, der den sechs Stubenfenstern entlang stand, hockten die beiden Buben, der Joseph und der Balzli, und staunten ins Leere. Auf dem braunen Wachtuch des Tisches waren die sechs Fenster abgezeichnet, eine schöne, klare Reihe, immer ein helles Viereck und der Schatten eines Pfostens dazwischen. In zweien von den Vierecken standen die Schattenbilder der Buben, das breite des Joseph, des in die Mannsjahre reisenden Burschen, mit dem borstigen Blondkopf und dem sauberen, noch unbärtigen Gesicht, und das bescheidene kleine des Balzli, des kaum in die ersten Hosen hineingewachsenen, mit dem weißblonden, dünnen Haar und den schmalen, feinen Zügen.

„Jesus, jetzt ist sie tot!“ In dem Ausruf des Lammwirts lag die ganze Größe des Unglücks, das über das Haus gekommen war, ausgeprägt. Es ging der Mittagsstunde zu. Der Tisch hätte gedeckt werden sollen; der Bauer pflegte um diese Zeit Weisung zu bekommen, was für Arbeit am Nachmittag auf dem Landbesitz zu tun sei, der Joseph Rat zu erhalten, ob das Vieh auszulassen oder nicht, und wohin es zu treiben sei, und der Balzli pflegte dahin oder dorthin mitgeschickt zu werden, damit er für den Nachmittag versorgt sei. Und die das alles ausdachte und ordnete, die war tot! Im Nebenzimmer lag sie. Die Tür dahin stand angelehnt. Ein Streifen hellen Lichtes lief von der Spalte in die große Stube hinaus und zeichnete eine leuchtende, schöne Linie in den nicht überreinen Boden.

In der Nebenkammer lag die Lammwirtin. Aus buntgeblumten Rissen schaute ein eingefallenes, wächsernes Gesicht mit einer spitzen Nase,

deren Bug einen leisen Glanz ähnlich fein poliertem Elfenbein hatte. Das Bett stand an das Fenster gerückt, die auch hier wie in der Wohnstube dicht aneinandergereiht waren; so konnte einer, wenn er sich die Mühe nahm, von der Straße herauf der Lammwirtin ins Totenbett sehen. Und ins Bett hinein blickte von hoch und ferne, unterm blauen Himmelsrande herab der neu überschneite klare Steingletscher. Die Lammwirtin hatte den Trost mit in den ewigen Schlaf hinübernehmen können, daß nicht jeder zu Häupten seines Sterbebettes einen solchen Wächter hat. Dort stand der Gletscher, gleich einer riesigen, wundervollen Dombaute. Wie kunstvoll ausgeschlagener Zierat hing der Neuschnee an seinen Gliedern; wie schlanke Türmchen und mächtige Türme, Kuppeln und Zinnen gleich hoben sich seine weiten, im Halbkreis das Tal abschließenden Ränder vom Himmel ab. Das reiche Blau umfloß sie und wich doch wiederum von ihnen zurück, daß es sich ansah, als täten sich Gründe und Tiefen hinter ihnen auf, Gefilde, in die sich's auf dem Eise hinübersteigen ließe. Einen wunderfamen Wächter hatte die Lammwirtin. Neben dem verschwand das schwächliche kleine Menschenwesen, das zur andern Seite ihres Bettes saß, die Hände gefaltet hielt und mit einer vor Andacht leisen Stimme langsam und herzlich, nicht leiernd, wie die Totenbeterinnen an den Särgen tun, ein Vaterunser nach dem andern sagte. Der Steingletscher warf ein weißes Licht, einen fast heiligen Schein in die Kammer der Lammwirtin. Er umleuchtete auch das Leni, das Kind, und umleuchtete es so hell, daß an der kleinen, vornübergebeugten Gestalt wie an einem kunstvoll behauenen Bilderwerke jedes Fältchen des abgetragenen schwarzen Kleides und jedes braune Haar, das wirr und zerzaust auf die schmalen Schultern und in das bleiche Gesicht hinein hing, sichtbar wurden, und daß das Gesicht selber in all seiner durchsichtigen Blässe, mit den blauen Adern an den Schläfen, der feinen, schönen Nase und dem schmalen, festen Mund, scharf und deutlich geprägt hervortrat.

„Vater unser,“ betete das Kind. Da kam aus der Eßstube ein Stöhnen, dann ein Geräusch, als würde sich jemand schwer auf einen Stuhl, und dann ein lautes, in seiner Ungehemmtheit fast kindisches Flennen. Das Leni senkte den Kopf zur Seite und lauschte, dann flog ihre Wangen eine leise Röthe an, und als vermöchte es nicht länger zuzuhören, glitt das Kind von seinem Stuhl und trat in die Stube hinaus. Als es die Tür öffnete, strömte die Gletscherhelle ihm nach in die Stube hinaus; inmitten stand die kleine, dunkle Gestalt und erschien trotz der rauhen Gewandstoffe, in denen sie stak, trotz des schweren Schuhwerks, das ihr die Füße verunstaltete, wie von einem Stern zierlicherer und feinerer Menschen in die Bauernstube heruntergefallen.

„Klennet nicht so, Vater,“ sagte das Leni.

Der Lammwirt hockte auf einem Stuhl an der Wand, hielt die Hände vors Gesicht geschlagen und heulte wie ein Weib.

Da schien eine seltsame Entschlossenheit in das zwölfjährige Kind zu fahren; es hatte auf eine schwarze Uhr geblickt, die an der einen Wand dicht unter der Diele tickte. „Zeit zum Essen ist es jetzt,“ sagte es halb vor sich hin, halb zu den Mannsleuten gemeint. Dann begann es einem Wandschrank Geschirr zu entnehmen und auf den Tisch zu stellen, vor jeden Buben einen Teller, einen zu Häupten für den Vater. Gleich einer Alten, die lang gewohnte Arbeit tut und weiß, was sie will, ging es hin und wieder. Die Buben blickten auf, langten mechanisch zu und zogen sich das Eßwerkzeug selber näher; dem Bauern versiegt über dem Klappern des Geschirrs die Tränen; er schaute mit einem Gesicht, in dem das Elend stand, auf das, was vorging. Das Leni ging nach der Küche hinaus. Nach einer kurzen Weile kam sie mit einem Schafbein, Käse und Brot wieder zurück. Aus dem Wandschrank holte sie eine grüne Flasche und stellte sie auf den Tisch. „Kalt müßt ihr jetzt essen,“ sagte sie.

Der Senn stand auf und machte sich an seinen Teller heran. Es war, als würde ein aus dem Geleise gefallener Wagen wieder eingerichtet, als er so an die liebe, alltägliche Beschäftigung des Essens ging. Kauend und schnalzend saßen die drei dann an ihrer Mahlzeit. „Und du?“ fragte nach einer Weile der Joseph mit vollem Munde das Leni, das sich an dem Geschirrschrank zu schaffen machte.

„Ich?“ fragte sie über die Schulter zurück. „Ich kann nicht essen.“ Und ruhig zählte sie an dem kleinen Stoß weißer Teller weiter, an dem sie die Hand liegen hatte. „Es sind kaum genug da, Vater,“ wandte sie sich dann an den Senn, der eben ein Glas voll Branntwein in einem Zug hinunterschüttete.

„Warum nicht?“ fragte er stumpfsinnig.

„Weil — weil — auf zwanzig Menschen müßt schon rechnen morgen zum Totenmahl.“

Da dämmerte es erst wieder in des Lammwirts Gehirn, und die Erinnerung kam ihm zurück, was der Tod seines Weibes alles im Gefolge gehabt hatte. Daß sie tot war, war nicht erstaunlich. Sechs Jahre lang hatte ihr Mann sich darauf vorbereiten können; denn an der Schwindsucht war die Lammwirtin gestorben; zähe, wie sie gewesen war, hatte sie sich freiwillig noch bis zur letzten Stunde im Hause herumgeschleppt. Der Pfarrer hatte sie noch erreicht, ehe sie ausgelöscht war; schön in Ehren und Frieden war die Lammwirtin gestorben. „Richtig,“ — so dämmerte es dem Lammwirt auf — „und der Pfarrer hatte auch gesagt: „Ihr

werdet morgen ein volles Haus bekommen, Senn, wenn Eure ganze Verwandtschaft zur Gräbt \*) kommt!"

"Ja, ich muß, denk' ich," sagte er dem Kind zur Antwort, „dann nachher sehen, daß ich Teller entlehne," und er hieb vom Schafbein Blättlein um Blättlein schwarzen Fleisches ab.

Aber als das Essen vorbei war, sorgte der Lammwirt, der unbeholfene, vom Schnaps übel mitgenommene Mensch weder für Teller noch für andres. In die Totenkammer ging er hinüber, hockte am Bett seines Weibes nieder und verbetete und verschlief abwechselnd den Nachmittag. Dafür schaltete eine andere im Hause. Das Leni langte mit seinen kleinen Händen in das Triebwerk, das das Geschick des Lammwirthshauses bewegte, und langsam kam das Stockende wieder in seinen trägen Gang. Den Bruder, den Joseph, weckte das Kind zu seiner Pflicht, als er am Eßtisch einschlafen wollte: „Jetzt gehst grasen, Josti, hörst?" wies sie ihn an und gab ihm den Balzli mit, damit auch der versorgt sei. Und im Verlaufe des Nachmittags wurde das Kind zum Mittelpunkte alles dessen, was im Lammwirthshause geschah. Bei ihm holten die Neugierigen sich Auskunft, die wissen wollten, wie die Sennin gestorben war; die Milchkunden kamen zu ihm, denen sonst die Lammwirthin allabendlich die vom Joseph eingebrachte Milch ausmaß, der Waisenvogt ließ das Leni rufen, als er mit dem Senn zusammen saß und dieser nicht wußte, wo sein verstorbenes Weib die und die Wertschrift aufbewahrt hatte, und der Pfarrer, der Alter und allfällige Wünsche der Verstorbenen zu notieren kam, holte sich bei dem Kinde Rat.

Wie es aber an diesem Abend war, blieb es am Morgen und den ganzen folgenden Tag, über die Gräbt und nachher — wer etwas wollte, lief zu dem Leni.

\* \* \*

Die Lammwirthin war seit Tagen begraben. Eine Schwester ihres Mannes sprach im Lammwirthshaus vor, eine redliche alte Frau, die im Nachbardorfe daheim war, wo sie eine große Familie und einen Haufen Sorgen hatte. Seit dem Begräbnis war sie mehrmals dagewesen.

„Ich kann den Bruder nicht allein lassen. Wie sollte der sich weiter helfen; er ist nie ein Uebergescheiter gewesen; jetzt, seit seine Frau tot ist, scheint er gar wie vor den Kopf geschlagen.“ Das erzählte die Frau denen, die auf ihrem Herwege sie anhielten und das Warum und Wie lange ihres Kommens wissen wollten. Als aber sie, die Veronika, über die Steintreppe zur Haustür am Lammwirthshaus emporstieg, lag oben

\*) Das Begräbnis.

auf der Schwelle das Leni auf den Knien, hatte einen groben Sack gleich einer Schürze umgebunden und einen Kessel heißen Wassers neben sich stehen, und mit einer Bürste, die die kleine, rauhe Hand mühsam umspannte, fegte das Kind die Bretter des Hausflurs. Es sah auf, als es die Tritte der Frau auf der Treppe hörte. Sein bleiches Gesicht war gerötet, Schweißtropfen standen an den Schläfen, und das Haar hing wirr und feucht in beide Wangen hinein.

„Schafft?“ sagte die Veronika, und das Leni stand lächelnd und schnupfend auf, um sie vorüber zu lassen. „Der Vater ist in der Stube,“ gab es Auskunft, dann schritt die Veronika vorbei.

Der Lammwirt lag im Fenster, als seine Schwester eintrat; es war seine Lieblingsbeschäftigung, im Fenster zu liegen und auf die Straße hinabzustaunen. Er hörte den Besuch nicht, und erst als ihm die Frau die Hand auf den Rücken legte, wendete er sich träge um und legte seine Finger in die ihren.

„Was macht ihr?“

„Bah ja, es geht auch, weil es muß.“

So gingen die Worte zwischen ihnen hin und her, während sie sich am Tische niederließen. Die Veronika strich sich das dünne, graue Haar unter das Kopftuch, dann sagte sie: „Nun, hast dich umgesehen nach einer Magd?“

„Bah, — nein,“ brummte der Senn.

„Ja, und warum nicht?“ fragte die Frau ungeduldig.

„Es will's allein machen,“ gab der Lammwirt zurück und zuckte die Schulter nach dem Flur hinaus, wo das Leni fegte.

„Das Kind? Bist wohl ein Narr?“ zürnte die Veronika.

Der Lammwirt schwieg darauf; erst nach einer geraumen Weile sagte er schnaufend: „Eine Magd — das gibt es auch nicht bei uns, dazu ist auch kein Geld da.“

Da stand die Veronika auf und ging nach der Türe; sie hatte einen energischen Zug in dem bleichen Sorgengesicht und rief mit einer scharfen Stimme nach dem Leni. Das Kind kam, mit der Sackschürze angetan, die Bürste in der Hand, von der Seifenwasser tropfte. Aus grauschwarzen, großen und stillen Augen sah es die Veronika an.

„Eine Magd müßt ihr doch jetzt nehmen,“ sagte diese, „gerade habe ich es dem Vater gesagt.“

„Nein, nein!“ gab das Kind zurück; es schüttelte den Kopf so hastig, daß das „nein, nein“ wie ein erschrecktes „Herr, du mein Gott“ sich ausnahm.

„Wie sollte es denn sonst gehen,“ fuhr die Veronika fort. „Das gäbe mir eine schöne Haushaltung sonst.“

Da trat das Leni um einen Schritt näher an sie. „Eine Magd ist für uns nicht. Wir haben kein Geld dazu. Sie hat es immer gesagt, die Mutter! Und jetzt erst recht nicht. Wo sollte es herkommen! Der Vater verdient nichts. Und dann — eine Fremde ins Haus, die alles regieren möchte!“

Die Veronika wollte ihm in die Rede fallen, aber das Kind zog einen Schlüssel aus der Tasche. „Ich muß selber da sein,“ flüsterte es leise, damit der Senn in der Stube es nicht hörte. „Den Wirtskasten muß ich abgeschlossen halten, sonst kommt der Vater dahinter. Er hat ihn nie haben dürfen, den Schlüssel, bei der Mutter nicht. Es tut ihm nicht gut, wenn er trinkt — und dann — ich muß dabei sein — was sollte nur mit dem Balzli geschehen, wenn ich nicht zu ihm lugte.“

„Aber die Schule,“ warf die Veronika bedächtiger ein.

„In die Schule gehe ich nicht mehr. Das geht über die Schule, was ich hier tun muß!“

Damit wendete sich das Leni an die Fegarbeit zurück. „Ich muß da sein,“ klang ihr Murmeln noch hinter der Verwandten her, als diese in die Stube zurücktrat. Und des Mädchens kleine Gestalt streckte sich; ihr Wesen hatte in all seiner Zierlichkeit etwas Herrisches. Selbst die schwer einzuschüchternde Veronika fand die Schmähworte nicht, die ihr sonst gleich auf die Zunge sprangen. Als sie nach einer Stunde das Lammwirthshaus verließ, war ihr Kommen umsonst gewesen; an eine Magd dachte keines im Haus.

An eine Magd dachte keines, Tage und Wochen und Monate nachher. Das Leni führte das Hauswesen, das Leni, das in die Schule gehörte und nicht mehr hinging, weil sie niemand zwang. Sie führte das Hauswesen sonderbar wohl, rückte an die Stelle der Lammwirthin, und das Mannsvolk im Haus wußte schon bald nicht mehr, daß es einmal anders gewesen war. Im Anfang hatte der Lammwirth ein paarmal gebrummt, weil der Weis zu Mittag angebrannt gewesen, oder weil er den Wirtschrankschlüssel nicht fand. Inzwischen hatte die Leni das Kochen, das in dem Haushalt keine Kunst war, gelernt, und der Lammwirth hatte gelernt, den Schlüssel nach wie vor zu missen. Er war auch ganz zufrieden dabei, der geistesarme Mann. Wenn sein Tag auf und nieder ging und ihm Essen und Schlafen brachte, fragte er nicht viel nach anderem. Sein Sohn, der Joseph, war wie eine Arbeitsmaschine, er schaffte ganz wacker, wo die kleine Schwester ihn hinwies; nur das Denken verstand er so wenig wie der Vater, und es war darum auch für ihn ein Glück, daß

die tote Lammwirtin eine Nachfolgerin hatte, die sich seiner annahm. Der Balzli aber erst recht konnte über das Leni froh sein. Der war lebhafteren Verstandes, aber ihm tat noch etwas wie wärmende Liebe und Fürsorge not, und an ihm wurde das Kind, das Leni, zur Mutter, so sonderbar das klingt. Schließlich — das Mutterspielen liegt den Mädchen im Blute, und aus den Spielen heraus lernt sich der Ernst.

Das Leni also wuchs in die Pflichten der Lammwirtin hinein. Zu Anfang schienen sie fast leicht; sie waren neu; auch wuchsen sie erst mit den Tagen. Aber allmählich, allmählich sank es wie eine schwere Last auf des Kindes Schultern. „Das Leni geht zu Grund“, sagten die Dörfler; „das ist ja doch nicht möglich, das ein so junges Menschenwesen werken, denken und Ordnung halten kann, wie ein Erwachsener.“ Der Pfarrer kam zum Lammwirt, und ein rascher, leicht zorniger Mann, wie er war, fuhr er ihn an: „Ja, — nein, — hört denn — das mit dem Kind, dem Leni, das ist eine Schande und ein Spott, so geht man nicht um mit seinem Kind; so — —“

„Wa—as?“ stieß der Senn mit offenem Mause hervor, „ich, ich —“

Da stand das Leni selber in der Tür, ein wenig bleicher vielleicht noch als früher, ein wenig schwächer noch vielleicht, aber einen sonderbaren Glanz in den grauen Augen. „Was sagt Ihr, Herr Pfarrer?“ sprach sie, während zwei brennrote Flecken, wie zwei fremde Vögelchen auf ihre Wangen flogen. „Der Vater ist doch recht mit mir, das ist er, und —“

„In die Schule gehörst du, Mädchen,“ fiel der Pfarrer ihr in die Rede. „Eine Sünde ist es, eines aufwachsen zu lassen wie dich!“

Das Leni trat näher; sie war jetzt schneeweiß im Gesicht. „Herr Pfarrer,“ sagte sie mit seltsamer Festigkeit und Altflugheit, „wie wir es haben, weiß keiner zu sagen als wir. Uns gibt keiner etwas, also soll auch niemand etwas von uns wollen. Wir müssen uns selber helfen. Ich muß hier bleiben und helfen; der Vater hat sonst niemand.“

„Ja, ja, sie muß hier bleiben,“ bekräftigte der Lammwirt, und es schien, als richtete er sich an der Stärke des Kindes auf; denn er fügte hinzu: „Ueberhaupt, dareinreden soll man uns nicht!“

Nach einer Weile zog auch der Pfarrherr unverrichteter Sache ab, wie die Veronika ehemals abgezogen war. Aber als er gegangen war, saß die Leni in der rauchschwarzen, unsauberen Küche auf einer Bank, seufzte und legte die Hände in den Schoß, und zum erstenmal war eine große Müdigkeit an ihr. Es fiel ihr ein, daß das in die Schule gehen doch leichter gewesen sei. Eine Sehnsucht kam sie an, auf die Gasse hin-



unter zu laufen, wo sie sonst mit den Dorfmädchen gespielt hatte, und auf einmal erschien sie sich wie mit Riemen in einen Käftig gebunden. Arme und Beine waren ihr bleischwer, die Schultern drückten sie. Wieder seufzte sie zitternd. Dann fiel ihr der Morgen ein, an dem die Mutter gestorben war; wie da alles hatte stillstehen wollen, wie doch eines sich hatte aufraffen müssen und — damit es wieder weiter ging im Haus. Ja und jetzt — was auch der Pfarrer und die andern sagten, — es war ganz recht, es konnte nicht anders sein, als wie es war — daß — sie, das Leni, jetzt im Hause schaffte! Die Arbeit war ihr auch nicht zu viel; sie hätte nicht einmal daran gedacht, daß sie mehr tat, als für Kinder ihres Alters gewöhnlich war, erst die andern machten sie darauf aufmerksam, und — und, ja, müde war sie jetzt schon manchmal, soviel blieb wahr, und das Bett war ihr jetzt eine Freude, in das sie sonst nie spät genug hatte schlüpfen können.

Müde wurde die Leni. Sie schaffte Tag für Tag; zwar war die Ordnung im Haushalt und die Reinlichkeit im Hause keine übergroße, aber es ging doch alles so leidlich vorwärts. Für einen Nichteingeweihten war es erstaunlich, wie die kleinen, schmalen, rauhen Hände des Mädchens in dem Hause taten, was eine starkknochige Weiberfaust anderorts verrichtete, und hinter der schmalen, klugen Stirn das zurecht sich spann, was in manchem Haushalt Mann und Frau mühsam in gemeinsamen Plänen ausheckten. Aber müde wurde die Leni! Hätte einer mit Menschenkenneraugen hineinschauen können, es möchte ihm gewesen sein, als werde das Kind zusehends kleiner, unscheinbarer, als drückte es etwas von beiden Seiten zusammen. Aber das Leni klagte nicht. Wozu? Sie hatte ja doch ihre Feierstunden. Und diese Feierstunden waren etwas ganz Großes. Da hätte wiederum der, der mit Menschenkenneraugen hineingeblickt hätte, etwas Wunderbares erspähen können!

Da war allsonntäglich die Stunde in der Kirche. Wegen des Gottesdienstes saß das Kind nicht dort, nicht des Pfarrers und seiner Worte wegen, obwohl es sicher aus gleichem Pflichtgefühl wie die übrigen Andächtigen auf den schönen Hügel gestiegen war, auf dem das weiße, starke Gotteshaus stand. Aber in dem Stuhl saß es sich wundersam gut. Es war ruhig ringsum, es blieb gar nichts zu denken, zu denken an keine Arbeit, und keine Arbeit war zu tun. Und was über einen erging, tat einem wohl. Da waren zuerst die Glockenklänge, die hallenden, wandernden, mit denen es war, als stiegen sie auf Leiterstufen im Kirchturm empor, immer singend, und breiteten immer singend Schwingen zum Fluge aus, wenn sie auf der Kirchturmhöhe waren, und hoben sich endlich und schwängen sich hinaus in die Luft, talab oder über die Berge

und in alle Himmelshöhen, immer singend, immer singend. Und dann kam der Pfarrer. Der redete schöne Worte über die Lauschenden hin. Verstand man sie, war es gut, verstand man sie nicht, war es wieder gut, denn es gab doch ein friedliches Gefühl, zu wissen, daß einer Schönes und Gutes über einen hinredete, einer, der nichts von einem wollte, keine Arbeit, nichts, und einem die Ruhe nicht störte. Und da war der Sonnenschein, oder wo dieser fehlte, doch die Tageshelle. Durch die hohen, schmalen Scheiben ergoß es sich herein, fast wie Bäche, die als leuchtende Bänder über ferne Wände gespannt sind und deren Bewegung man nicht sieht, deren Rauschen man nicht hört. Und ein Fenster war zur Rechten des Altars hoch oben, das einzige, das in Farben prangte, eine Kreuzabnahme Christi darstellte und von einer reichen Frau aus einer reichen Talstadt gestiftet worden war. Aus diesem Fenster brach, wenn die Sonne hineinschien, eine wundersame, tiefe, vielfarbige Glut und übergoß das Leni, die die Augen daran gehängt hatte. Sattes, ruhiges Blau, brennendes, flammendes Rot und goldig strahlendes Gelb! Es war, als beugten sich die Gestalten der Scheibe nieder, oder doch, als ginge eine Wärme von dem Bilde aus. Dem Mädchen wurde das Herz warm über dem Leuchten. Die Stunde in der Kirche war Lenis einzige Feierstunde. Eine andre fiel auch auf den Sonntag, doch nicht auf jeden; denn es blieb nicht an jedem Sonntag die nötige Zeit. Am Sonntag Abend pflegte die Schwester Immaculata, die Lehrschwester, ihren Spaziergang auf der breiten, talwärts führenden Straße zu machen. Die Schwester Immaculata war ein Bild lebendig gewordener Liebe, und die Dorfmädchen hingen mit einer schwärmerischen Verehrung an ihr, so daß es ihnen als ein hoher Vorzug galt, mit und neben ihr die Straßen entlang wandern zu dürfen. Eine lange Reihe kamen sie oft im Abendschein gezogen, in der Mitte die etwas blasse, mild blickende Nonne, ihr zur Seiten die Mädchen, eine Art Andacht in den Gesichtern und ein Aufleuchten in den Augen, wenn die Schwester jetzt und jetzt ein Wort an sie richtete. Die Glücklichste unter diesen war das Leni, wenn sie dabei sein durfte. Sie hatte das Vorrecht, der Schwester am Arm zu hängen, denn jene verstand, mit welcher heimlich zitternder Freude das Kind die Stunde genoß, die es aus seinem Alltag hinausbrachte, und eine herzliche Liebe zwang die barmherzige Frau dem genügsamen Kinde nahe.

Von solchem Abendgange trat das Leni schweren Herzens ins Haus zurück und nahm mühsam alle die Arbeit wieder auf, die dort seiner wartete, mühsam und mühsamer, je weiter die Zeit schritt. Nicht, daß sie klagte; der Lammwirt und seine Buben merkten nicht, daß ihre kindliche Haushälterin nicht mehr recht weiter konnte. Unter der schweren

Fegarbeit aber schnaufte das Kind manchmal schwer, und zuweilen, wenn im Kopf zu viel der Dinge überdacht sein mußten, legte es die Hand an die Stirn, schloß die Augen und hätte schlafen mögen.

Schlafen schien dem Leni eines Tages das höchste Glück, eines, das selbst über die Gottesdienststunde und über den Abendgang mit der Lehrschwester ging. Und dann begann sie sich nach einem langen Schlaf zu sehnen, nach einem so langen, daß sie sich gar kein Bild von seiner Länge machen konnte.

Um diese Zeit war es, daß das Kind eines Abends beim Zunachten den Bruder, den Joseph, bei einem Mädchen aus der Nachbarschaft stehen sah, bei der Gunter-Marie. Die war mit dem Joseph zusammen zur Schule gegangen, war ein starkes, blondes, gutmütiges Ding, das dazu noch einen Sack voll Bagen von zu Hause zu erwarten hatte. Und mit der war der Joseph Hand in Hand gestanden. Als sich an diesem Abend der Senn und seine Buben zu Tische setzen, kam auch das Leni, die sonst selten mitaß, herein, hatte große, glänzende Augen und lachte schon unter der Tür, ohne daß es die andern merkten, still in sich hinein. Dann rückte sie sich einen Teller in die Nähe des Mannsvolkcs, setzte sich und leuchtete mit einem frohen Blick den älteren Bruder an. Jetzt erschien doch dem Lammwirt, dem Vater, ihr Wesen fremd. „Was ist mit dir, daß du einmal vergnügt bist? fragte er in seiner faulen Art.

Das Leni lachte. Es war ein kindisches Lachen und tat wohl an ihr, die sonst nur noch der Gestalt nach ein Kind war. Auch der Joseph wurde aufmerksam, und der Balz fing an, übermütige Reden zu führen, weil ihn Lenis Art ansteckte.

„Nun, so rede, was hast?“ fragte der Senn, als sein Mädchen noch immer kicherte.

„Weil er heiraten will, der Joseph,“ platzte das Leni heraus.

Der Joseph wurde rot bis unter die borstigen Haare. „Bah,“ sagte er achselzuckend.

„Heiraten! Wollte wissen, wen!“ brummte der Senn.

Der Joseph würgte an Worten, dann schienen sie sich ihm auf die Zunge zu drängen. „Ja,“ stotterte er „ja — es könnte denn erst noch sein — eines Tages.“

„Wollte wissen, wen,“ wiederholte der Senn und sah seinen Buben an, als wüchse dem ein Horn aus dem Kopf.

„Die Gunter-Marie — könnte sein — eines Tages,“ arbeitete der Joseph eine Art Beichte hervor. Da kam es von den Lippen Lenis wie ein Fauchzen, so daß alle drei sie anstarrten.

„Ja, ja,“ sagte das Kind; und nach einer Weile: „Das ist eine rechte, die Gunter-Marie.“ Und zwischen Lachen und Reden schlang das Mädchen unbewußt ein paar Bissen hinunter, stand dann, wie von innerer Unruhe gedrängt, wieder auf und ging zur Türe. Auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um: „Heirate nur bald — du, — Sepp,“ mahnte sie, dann ging sie hinaus.

\* \* \*

„Wann heiratest jetzt?“ Das wurde eine Frage, die dem bedächtigen Senn-Joseph mehr als ihm lieb war in die Ohren klang. Das Leni wurde nicht müde, sie immer wieder zu stellen. Der Joseph wurde ärgerlich.

„Was geht es dich an?“, fuhr er die Schwester manchmal an. „Wirst es dann wohl sehen“, gab er zu andern Malen Bescheid. Indessen war er mit der blonden Gunter-Marie doch so weit, daß das Dorf davon redete, die zwei würden sich heiraten. Aber dem Leni ging es zu lang, viel zu lang. Der Senn und der Joseph wunderten sich, was das Mädchen ankam und warum es so veressen darauf war, daß der Bub heiratete.

Das waren zwei Blinde, der Senn und der Joseph. Sonst hätten sie sehen müssen, daß das Leni sich mühsam schleppte, daß sie ein wachsfarbenes Gesicht hatte, darin die grauen Augen mit einem heißen Schein standen; sonst hätten sie hören müssen, daß das Leni hustete, und sehen müssen, daß sie kaum mehr aß, nur noch aß wie die Vögel, die jetzt zu Winteranfang an die Fensterbrüstung betteln kamen.

Daß das Leni anders war, merkten die Männer erst, als das Kind anfang, ein Tuch um sich zu schlagen, als ob es friere. „Was hast?“ fragte der Senn.

„Nichts! Es wird kalt“, sagte das Leni. Von dem Tag an ging sie immer in das große, grauschwarze Tuch gewickelt, das der Mutter gehört hatte.

Nach Neujahr standen der Joseph und die Gunter-Marie im Amtsblatt. Das Blatt lag am Abend auf dem Tisch in der Lammwirtsstube, dort aufgeschlagen, wo die beiden Namen standen. Nacheinander schauten alle hinein, der Senn, der Joseph, der Balzli und das Leni. Es war etwas so unerhört Großes, was da stand! Nachher saß das Leni zum erstenmal müßig auf einem Stuhl in der Stube und kam ins Nicken. Der Senn sah sie einmal an und brachte die Augen nicht mehr von ihr ab. Das Mädchen saß am Ofen, und der Kopf sank ihr an die Kachelwand. Das große Tuch hüllte sie fast völlig ein, nur die dünnen Beine lugten um ein wenig hervor, und die großen Filzschuhe. Das Gesicht war aber so scheinig bleich, daß der Senn bis in sein lahmes

Herz hinein erschraf. „Aha, du mußt es auch leichter haben, wenn die Marie im Haus ist“, rechnete er sich langsam, langsam zusammen, als er das Leni so anblickte. Diese erwachte unter seinem Blick, schauderte zusammen und lächelte dann. Ein wenig müde kletterte sie vom Stuhl, und ein wenig müde schlich sie sich hinaus. „Jetzt wäre ich fast eingeschlafen“, sagte sie und lächelte wieder. Diesmal lag in dem Lächeln etwas wie Hoffnung. Es leuchtete fast jäh auf, als hätte das Leni gesagt: „Und jetzt darf ich ja noch nicht schlafen, aber bald!“

Dann gingen die Tage wieder. Und das Leni schaffte und hustete und fieberte und schaffte und fror und lächelte. An einem Morgen in der hellen Herrgottsfrühe saßen die vom Lammwirtshaus in der Kirche, und die Glockentöne taten wieder, immer singend, ihre Reise den Kirchturm hinan und hinaus. Der Senn-Joseph hielt Hochzeit. Und am Abend war die Gunter-Marie, des Josephs junge, starke, schaffige Frau im Hause. An diesem Abend legte sich das Leni mit einem unendlich wohligen Seufzer in das Bett, in dem die Mutter gelegen hatte. Seit sie die Hauswirtschaft im Lammwirtshaus geführt hatte, hatte sie dies Bett und die Stube, aus der der Vater zu den Buben verzogen war, zu Recht inne. In diesem Bett lag sie, als der Morgen kam, noch immer schlafend. Dem Senn dauerte es zu lang, daß sie nicht zum Vorschein kam. Er ging, nachzusehen. Da lag sie noch und schlief. Sie sah aus wie eine Selige im Schlaf, und der Steingletscher leuchtete ihr ins Bett und war nicht weißer als ihr Gesichtlein.

„Kannst jetzt auch aufstehen“, sagte der Senn, halb ärgerlich halb furchtsam.

Da tat das Leni die Augen auf und lächelte und tat die Augen wieder zu. Das Aufblicken war gerade so deutlich, als hätte sie geredet. Selbst der geistesarme Lammwirt hatte das wortlose Reden verstanden: „Jetzt braucht mich keiner mehr! Wie ich jetzt froh bin, daß mich keiner mehr braucht und daß es jetzt so still ist da!“

Irgendwie brachte der Senn es nicht über sich, das Kind weiter im Schlaf zu stören. Brummend ging er zur Tür.

Zu Mittag, als er es doch stören wollte, als er ganz grimmig in die Stube gefahren kam, weil das faule Leni noch immer schlief, da hatte es just den großen Schlaf begonnen, den die Mutter schon lange tat, den Ewigkeitsschlaf. So müde war es gewesen!

